

Aus dem Buch "Der Moser und die Pandemie" von Thomas Sedlmeyr

SPIEGELWELTEN

Der Moser besaß einen sehr großen Garten, der sich wuchernd um das Haus zog – ein verschlungenes Gewirr photosynthesierender Biomasse, das von kleinen Wegen, Holzstapeln und Gemüsebeeten zerschnitten wurde und zur Straße hin in einem Meer aus Sträuchern und Girsch abfiel. An strategischen Stellen, beispielsweise unter einem Obstbaum, der nicht nur Schutz vor der Sonne, sondern überhaupt erst freien Raum für ein größeres Wirbeltier bot, hatte er Gartenstühle und das ein oder andere Tischchen platziert. Des Weiteren hingen überall Exempel seiner Holzschnitzkunst herum, die dem Garten einen leicht archaischen Touch verliehen, sowie aus seinem Haus entfernte Dinge wie eine alte Pendeluhr, die einen skurrilen bis schlampigen Charme entfalteten.

Einmal hatte der Moser beschlossen, einen alten Spiegel in seinem Garten aufzustellen, den er einst von einer Tante bekommen hatte. Da führte er dann seine Besucher hin und sagte, sie könnten sich da eine Reflexion abholen. Der Spiegel war groß, oval und hatte einen goldenen Brokatrand, der so brüchig und lückenhaft war, dass er ihn an das Gebiss seiner Oma erinnerte, das ihm als Kind immer einen solchen Schreck eingejagt hatte, dass er sich nach jeder Mahlzeit zehn Minuten die Zähne putzte – dabei entbehrte es nicht einer gewissen Ironie, dass seine Oralhöhle inzwischen einer von Plomben und Kronen durchsetzten Gebirgslandschaft ähnelte, weil er sich über die Jahre den ganzen Schmelz weggeschmirgelt hatte.

Jedenfalls fragten die Besucher damals immer, wo jetzt die Reflexion in dem Spiegel wäre, der bald so eingewachsen war, dass nicht mal mehr die Sonne viel zu reflektieren hatte. Der Moser sagte dann, sie sollten doch mal hineinschauen, denn wenn man sich selbst lang genug im Spiegel betrachte, dann erkenne man immer mehr kleine und große Fehler in seinen Zügen, und wenn man das so von sich weg und in einen größeren Zusammenhang reflektiere, dann sei das doch eine wichtige Erkenntnis, dass alle Menschen fehlerhaft und keiner perfekt sei. Auf jeden Fall könne man sich viel damit erklären – zum Beispiel, warum sich die Anni damals vom Thomas hat ausspannen lassen oder manche Brauer ihr Gesöff Bier nannten, obwohl es schmeckte, als hätte jemand alte Socken in echtes Bier geworfen und das Ganze ein paar Wochen in einem Keller vergessen, in dem eine Ziegenherde vor sich hin verweste. Die meisten waren wenig beeindruckt, worin der Moser einen zwingenden Beweis für seine These sah. Am besten verlief noch das Gespräch mit dem Meier, der meinte, das merke er schon an seinem Morgenstuhl, wenn er mit dem Moser mal wieder zu viel Bier getrunken hätte, weil dass der Mensch so stinken könne, das sei in einer Welt, die für ihre Gäste regelmäßig den Duft von Rosen und Schweinsbraten auffahre, schon ein ganz schönes Armutszeugnis, und als er mal beim Moser auf der Toilette war, da hätte er gemerkt, dass der auch nicht besser wäre. Darüber hatte der Moser eine Weile nachgedacht und seitdem kippte er immer das Fenster im Klo, bevor der Meier kam.

Wie bereits erwähnt und allseits bekannt, war es im Frühjahr des Corona-Jahres eine Zeitlang so, dass keiner in seinen Garten durfte, weshalb der Moser einen Weg durch den Girsch zum Gartenzaun getrampelt hatte, um im Rahmen von Abstandshalben den Besuch des Wirtshauses oder gemeinsame Grillabende zu substituieren – eine aus dem Kompromiss von Infektionsschutz und Sozialität geborene Gepflogenheit, die er bis auf wenige Ausnahmen auch nach dem ersten Lockdown beibehielt. Dem Moser war dabei nicht ganz klar, ob es Zufall, Fügung oder der Voraussicht des RKI zu verdanken war, dass die Armlängen zweier Erwachsener in etwa dem Mindestabstand von 1 Meter 50 entsprachen, wodurch Anstoßen theoretisch weiterhin möglich war. Er empfand es jedoch als stimmig, auch wenn es in der Regel bei einem Fernprost blieb.

Eines schönen Tages im März nun kam der Franz zum Moser, um sich ein paar Rollen Klopapier zu borgen. Der Moser, der einerseits als partieller Selbstversorger eine gedankliche Schnittmenge mit den Preppern hatte und andererseits unter dem Damoklesschwert des Kalten Krieges sowie

der allzeit latenten Gefahr einer Atomkatastrophe gealtert war, darüber hinaus eine tiefe Skepsis gegenüber der Idee des ewigen Wachstums hegte und als belesener Eigenbrötler das Genre der Dystopie nicht ausgespart hatte, hatte sich rechtzeitig bevorratet. Ein rein prophylaktisches Vorgehen, das man ihm nicht vorwerfen konnte – schließlich hatte er es vor der Masse und schrittweise bewerkstelligt, indem er über zehn Wochen bei jedem Einkauf zusätzlich ein paar Konserven, ein extra Tragerl Bier und eine Packung Klopapier erwarb, weshalb es wegen ihm nie zu einem Engpass kam und er auch keiner der klassischen Hamsterer war, die immer gleichzeitig und in Horden auftraten, jedoch bei einer gewissen Rationierung ein paar Wochen über die Runden kommen würde. Außerdem war er jederzeit bereit, notleidenden Freunden etwas abzugeben – zum Beispiel dem Franz, der sich mit dem plötzlichen Mangel konfrontiert den Hintern seit Tagen mit der Bildzeitung abwischte und schwärende Wunden am Schließmuskel davongetragen hatte, so dass er keine fünf Minuten mehr schmerzfrei sitzen konnte.

Der Moser reichte dem Franz zwei der wertvollen Papierrollen über den Zaun und ließ eine Halbe folgen, die er vorsichtig am Flaschenboden hielt, denn man wusste ja nie, und besonders wenig wusste man in der Anfangszeit der Pandemie, in der man noch die Vogel- und die Schweinegrippe im Hinterkopf hatte, die schnell und ohne schwere Folgen wieder aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden waren, angesichts der politischen Reaktionen jedoch schon ahnte, dass es diesmal arg werden würde. Er ging zwar nicht so weit wie der Toni, der aus Angst vor einer Schmierinfektion seinen gesamten Einkauf und jede Türklinke mit Frosch-Glasreiniger desinfizierte, der hauptsächlich aus Alkohol bestand und somit ein ebenso günstiges wie probates Viruzid darstellte. Er ging ein paar Wochen einfach gar nicht mehr einkaufen.

Die beiden redeten über die schrecklichen Bilder aus Bergamo und über das, was der Gesellschaft möglicherweise noch bevorstand. Da einem als virologischen Laien nur die Spanische Grippe als historischer Bezugspunkt zur Verfügung stand, landeten sie schnell bei einem Vergleich der Umstände damals und heute, dem nach einem kleinen Exkurs in den Ersten Weltkrieg und die Globalisierung ein Diskurs über kulturelle Unterschiede folgte, mit denen man sich die höheren Todeszahlen der südlichen Nachbarn zu erklären suchte. Und da das alles letztlich Kaffeesatzleserei war, machten sie sich noch ein Bier auf.

Der Moser traf den Franz nur selten, aber wie immer genoss er seine Anwesenheit. Der Franz war das, was man gemeinhin einen feinen Kerl nannte. Er war sogar so fein, dass man beim Gespräch mit ihm aufpassen musste, dass man den Franz nicht aus Versehen einschnaufte oder wegpustete. Der Moser war mit ihm auf dem Gymnasium gewesen und bereits damals war er etwas sonderlich. Zwar spielte es Anfang der 70er noch keine große Rolle, dass seine Hosen immer ein paar Nummern zu groß waren und zur Hälfte aus Flickern bestanden, da der Konsum noch in halbwegs maßvollen Bahnen verlief und Kinder als Zielgruppe noch nicht erschlossen, sondern weitgehend tabu waren – eine Tatsache, über die der Moser oft nachdachte, schließlich sagte es viel über eine Gesellschaft aus, wenn sie ihre schutzbedürftigsten Mitglieder aus der unverschuldeten Unmündigkeit direkt in den konsumistischen Mahlpfopf warf. Zumindest schien eine totalitaristische Ökonomie Revolutionen im Appetit in nichts nachzustehen, wenn es darum ging, Kinder zu fressen.

Aber der blasse verträumte Junge verhielt sich anders als die anderen. Und das war auch damals schon fatal, denn Teenager riechen Unsicherheit wie Hunde und wie in jeder geschlossenen Gruppe mit hierarchischer Struktur gibt es auch in einer Schulklasse meist ein gepicktes Huhn, das sogar noch unter dem Klassenkasperl und dem Klassendepp steht – ersterer war übrigens der Toni, letzterer der Hinterhofer, während der Moser eine relativ unbeachtete Nebenrolle als verträumter Außenseiter einnahm. Jedenfalls ging der Franz immer als erster ins und als letzter aus dem Klassenzimmer, verbrachte die Pausen vorwiegend auf dem Klo und entwickelte generell eine Meisterschaft darin, sich unsichtbar zu machen. Irgendwann wusste man gar nicht mehr, ob die anderen ihn hänselten, weil er so komisch war, oder ob er so komisch war, weil die anderen ihn hänselten.

Die meisten Lehrer bekamen das zwar mit, gingen der Sache jedoch nicht weiter nach. Einzig die alte Frau Reinhard, die eine Nummer auf ihrem linken Unterarm eintätowiert hatte, was der Moser damals noch nicht verstand, lud einmal die Eltern vom Franz in die Sprechstunde ein. Am nächsten Tag hatte sie dunkle Schatten unter den Augen. Sie hat den Franz nach der Stunde zu sich zitiert und lange mit ihm geredet, wobei er eigentlich nur pausenlos geweint hat. Von da an steckte sie ihm ab und an heimlich eine Tafel Schokolade und später eine Schachtel Zigaretten in den Ranzen, mit denen der Franz die Jungs bestechen konnte, die ihn vor der Schule abfangen.

Nach der Schule landete der Franz dann bei der Raiffeisenbank. Dort saß er in maximal möglichem Abstand zum Banktresen vor seinem Bildschirm und bearbeitete Excel-Tabellen – ein unscheinbares blasses Männlein in einem grauen Kaufhausanzug, der ihn noch unscheinbarer machte, so dass die meisten einfach durch ihn hindurch- oder über ihn hinwegsahen.

Der Moser hätte nun gedacht, dass der Franz unter der Situation litt, aber abgesehen von seinem Ausschlag am Gesäß kam der dem Anschein nach erstaunlich gut mit den Umständen zurecht. Und er war damit nicht allein: In dieser frühen Phase kam es zu einer seltsamen Umkehr der Verhältnisse, so litten Partygänger weit mehr unter dem ersten Lockdown als soziophobe Gamer und der gemobbte Schüler konnte kurz aufatmen, während den coolen Kids die Bühne fehlte. Kurzum – wer Einsamkeit gewohnt war und Schwierigkeiten in der Öffentlichkeit hatte, kam mitunter besser zurecht als jemand, der sich in der Öffentlichkeit wie ein Fisch im Wasser bewegte und im reizarmen Milieu der eigenen vier Wände nach Luft schnappte. Auch das Stadt-Land-Verhältnis veränderte sich. Während es zuvor Landmenschen oft in die Stadt zog, um in größerem Maße an bestimmten Formen des prallen Lebens zu partizipieren, die bevorzugt im urbanen Umfeld gediehen, beispielsweise Kino, Clubs und Kultur, strömten nun das ganze Jahr über Städter aufs Land, um den im Lockdown verlangsamten Pulsschlag der Stadt durch Spaziergänge und Sport zu kompensieren, genossen Ruhe und Natur und sogen Landluft in ihre lechzenden Lungen, die wegen Corona zwar nicht weniger nach Odel stank, aber plötzlich frei machte.

Manche Sachen blieben auch gleich. Dem Moser war durchaus bewusst, dass er selbst in einer gewissermaßen privilegierten Situation war – immerhin lebte er in einem Haus auf dem Land, hatte einen Garten und den Keller voll mit Klopapier und Bier, während manche Familie in der Stadt in sehr beengten Verhältnissen hauste und sich mit Taschentüchern behelfen musste. Wer ein Eigenheim besaß, stand vor, während und sicher auch nach der Pandemie besser da als jemand, der in einer kleinen Mietswohnung lebte. Reiche kamen in der Regel besser durch die Krise und oft sogar noch reicher aus ihr heraus.

Aber die Pandemie machte vieles erst sichtbar. Sie ermöglichte einen Blick auf die diversen Facetten der Gesellschaft, auf verschiedene Lebenssituationen und Charaktere. Im Großen zeigte sich, wie komplex die Strukturen waren und welchen Abhängigkeiten und Kausalitäten sie unterlagen. Im Kleinen, wie unterschiedlich Lebenskonzepte waren und wie sehr jeder in seiner eigenen Welt lebte. Die Ausnahmesituation leitete quasi eine Reflexion über die Funktionsweise und den Zustand der Gesellschaft und ihrer Individuen ein.

Inzwischen war es dunkel geworden und der Moser verabschiedete sich mit einem angedeuteten High Five beim Franz. Ein kurzer Blick auf den Bierflaschenberg verdeutlichte ihm die sisyphöse Sinnlosigkeit eines spontanen Aufräumversuchs und er beschloss, morgen mit einem leeren Trägerl wiederzukommen. Während er in Schlangenlinien Richtung Terrassentür steuerte, dachte er sich, dass oft erst das Ungewohnte, das den Alltag durchbricht, es ermöglichte, jenseits der gewohnten Bahnen zu denken, für einen Wimpernschlag innezuhalten und zu erkennen, wer man war und wo man stand. Sein Spiegel im Garten war dahingehend schon der richtige Ansatz, im Vergleich zur Pandemie aber halt doch nur ein Stück Glas.